

# Ein Tag im römischen Montessori-Heim [Schluss]

Autor(en): **Canfield Fisher, Dorothy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse**

Band (Jahr): **1 (1928-1929)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-852118>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

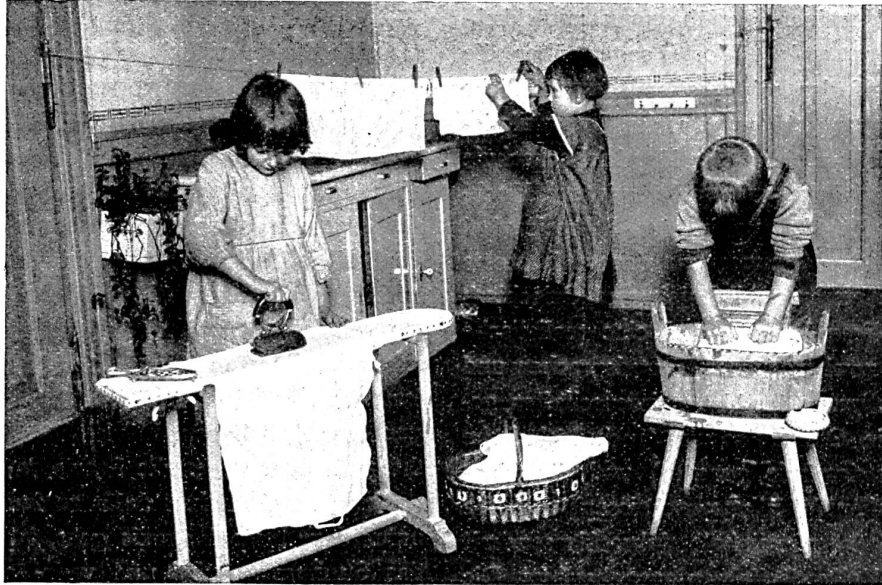
## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Ein Tag im römischen Montessori-Heim.

Von Dorothy Canfield Fisher.

(Schluss.)



Hausarbeiten: Buben und Mädchen waschen und bügeln die kleine Wäsche im Heim

Ich verwahrte alle diese Beobachtungen in einem Winkel meines Gedächtnisses, um gelegentlich darüber nachzudenken und ging weiter zum nächsten Kind, einem Mädchen, ungefähr ein Jahr älter als der Knabe, das ebenso eifrig wie dieser in einen ähnlichen hellen, mit zwei Tuchstücken bezogenen Holzrahmen vertieft war. Diese waren aber mit Bandstreifen zusammengehalten, welche das Kind auf- und zuknüpft. Dabei gab es keine Unsicherheit. Ebenso rasch und geschickt, mit derselben sorglosen, unbekümmerten Leichtigkeit, womit ein Klavierspieler die Finger über die Tasten gleiten lässt, machte sie eine Reihe ganz flacher, regelmässiger Knoten, und ich musste mir sagen, viel besser als ich es selbst so flink hätte je machen können. Obgleich sie mit ihrer Beschäftigung über die Stufe des hartnäckigen Ringens hinausgelangt war, legte sie offenkundiges Interesse und Freude an ihrer Geschicklichkeit an den Tag. Sie schaute zu mir auf, dann wieder stolz lächelnd herab auf ihre flinken Finger.

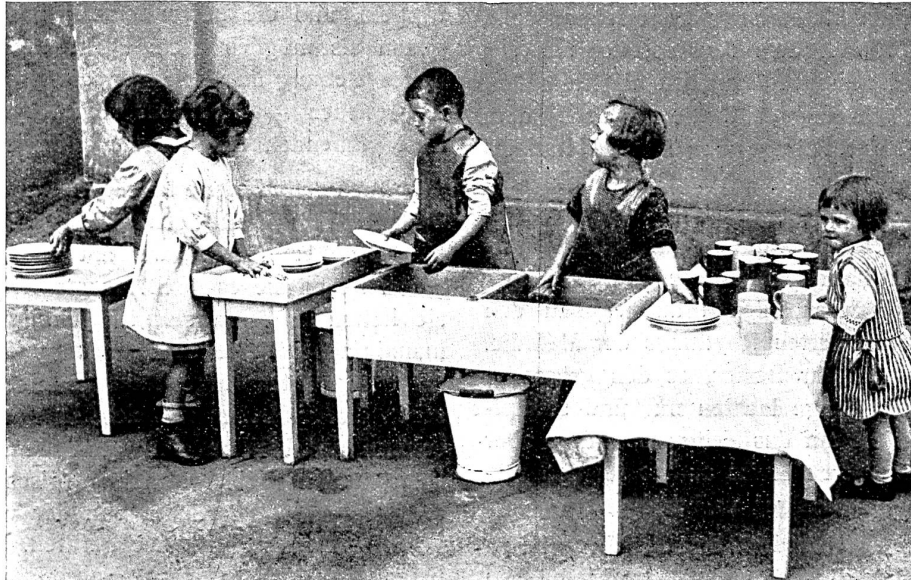
Weiterhin war ein kleiner Junge vor einem mit Leder bezogenen Rahmen emsig beschäftigt, Schuhknöpfe mit Hilfe eines gewöhnlichen Knopfhäkchens in die entsprechenden Knopflöcher zu bringen. Indem ich ihm zuschaute, hielt er inne, beugte sich über seine Schuhe und versuchte die Arbeit an deren Knöpfen. Es war jedoch zu viel für ihn. Nach langem Kampf gab er es für diesmal auf und kehrte mit völlig unvermindertem Eifer zu den Knöpfen am Rahmen zurück.

Ihm zunächst sass ein kleines Mädchen, einen Haufen kleiner Münzen vor sich auf ihrem Tischchen. Sie war damit beschäftigt, diese nach der Grösse in verschiedene Haufen zu sortieren und, obgleich ich einige Zeit neben ihr stand und über den sie beseelenden Eifer lachen musste, nahm sie in ihrer Versunkenheit nicht einmal meine Gegenwart wahr. Als ich mich wandte, stiess ich fast auf ein am Boden sitzendes Kinderpaar, das ein Spiel mit verschiedenartigen Blöcken betrieb, welches mir neu war. Es waren zehn prismatische Stäbe von gleicher Dicke, von denen der kürzeste etwa ein Zehntel so lang war als der längste und die andern sich an Länge in regelmässigen Abständen zwischen diesen Grenzen bewegten. Sie waren mit abwechselnd roten und blauen Streifen bemalt, die die Länge des kürzesten Stabes hatten. Die Kinder setzten sie in gehöriger Ordnung zusammen, dass sie eine Stufenleiter bildeten, und wenn sie auch zum Zählen offenbar noch zu jung waren, behalfen sie sich so, dass sie jeden der bemalten Streifen mit den Fingern betasteten und so die Länge des Stabes nachprüften. Ich konnte den Vorgang nicht recht verstehen und wandte mich um Aufschluss an die Lehrerin.

Ich sah sie, wie sie in einer andern Ecke des Zimmers eben einem Kinde ein Band um die Augen legte. Neugierig, ob dies etwa eine neue geistreiche Art der Bestrafung sei, ging ich auf sie zu und beobachtete, was geschah. Das Kind, die Lippen zu einem Lächeln

der Erwartung gekräuselt und in angenehmer Erregung sogar ein wenig lachend, wandte sein verbundenes Gesicht zu einem Haufen vor ihm liegender kleiner Tuchstücke. Mehrere vorübergehende Kinder blieben stehen und beugten sich mit lebhaftem Interesse über sein Pult. Der Junge zog ein Stück Samt aus dem Haufen. Er be-

So erhielt ich meine erste Lektion über die den Montessori-Lehrmitteln zugrunde liegende Theorie der Selbsterziehung und Selbständigkeit, begleitet von gelegentlichen Bitten um Hilfe oder Aufforderungen zur Teilnahme an irgend welchen Leistungen, geäußert von hellen Kinderstimmen.



Hausarbeiten: Wechselnd werden Trupps zum Tischdecken, Auftragen und Spülen eingeteilt

fühlte es aufmerksam, indem er die feinfühligsten Spitzen seiner Finger leicht über die Fläche gleiten liess und tief nachforschend den Kopf auf die eine Seite warf. Die kindlichen Zuschauer betrachteten ihn mit Anteilnehmender Aufmerksamkeit. Wenn er den richtigen Namen angab, lächelten alle und nickten beifällig. Er zog ein anderes Stück aus dem grossen Haufen, diesmal rauhes Baumwolltuch, das er sofort erkannte, dann einen Satinfleck, über den seine kleinen Fingerspitzen mit sichtbarem Wohlgefühl hinglitten. Sein erfolgreiches Nennen desselben war zuviel für die eifersüchtigen kleinen Zuschauer. Sie wandten sich und liefen auf die Lehrerin zu, und als ich sie erreichte, war sie der Mittelpunkt einer kleinen Gruppe, von der jedes sich die Augen verbinden lassen wollte.

„Wie gern haben sie doch diese Uebung!“ sagte sie und schaute mit glänzenden Augen auf sie . . . ich darf sogar sagen, mit den Augen einer Mutter!

„Wenn Ihre Zeit und Geschäfte es zulassen“, sagte ich, „darf ich vielleicht bitten, mir das Spiel zu erklären, das jene Kinder mit den roten und blauen Stäben spielen?“

Sie antwortete ein wenig verwundert: „Ich habe Zeit und Musse genug dazu!“ (ganz so, als ob wir gar nicht im zwanzigsten Jahrhundert leben würden) und fuhr fort: „Die Kinder können mich ja holen, wenn sie mich brauchen.“

Einige Zeit darauf bemerkte ich vier kleine Mädchen, die an einem hübsch ausgestatteten, mit einem weissen Tuch gedeckten Tischchen offenbar ihr Mittagessen einnahmen. Auf einen fragenden Blick von mir gab die Lehrerin die Erklärung, sie seien heute an der Reihe, den Kindern das Mittagessen aufzutragen und erhielten deshalb ihre Mahlzeiten zuerst.

Sie wurde eben weggerufen, und ich setzte mich, um mir diesen ganzen Saal von beschäftigten Kindern anzusehen, dem angenehmen Gemurmel ihres Geplauders zu lauschen, sie nach Belieben umhergehen zu sehen und ihre gesammelte, glückliche Vertiefung in die Aufgaben zu beobachten.

Die Empfindung, etwas Unerklärlichem gegenüberzustehen, die meine ersten Eindrücke von der Schule begleitet hatte, wich allmählich und machte tieferem Verständnis Platz. Da ich nunmehr Einzelheiten des Bildes gesehen hatte, erschien mir das Ganze natürlicher. Zum Beispiel war es nicht verwunderlich, dass die Kleine, die Münzen sortierte, anstatt dessen nicht etwa andere Kinder an den Haaren zog oder müßig und zwecklos im Saal umherwanderte. Man brauchte sie weder zu zwingen noch zu ermahnen, eine ruhige Bürgerin dieser kleinen Republik zu sein. Sie liess es sich ebensowenig einfallen, von ihrer fesselnden Arbeit wegzulaufen und unartig zu sein, als ein in ein Experiment vertiefter Chemieprofessor sein Laboratorium verlässt, um irgend-

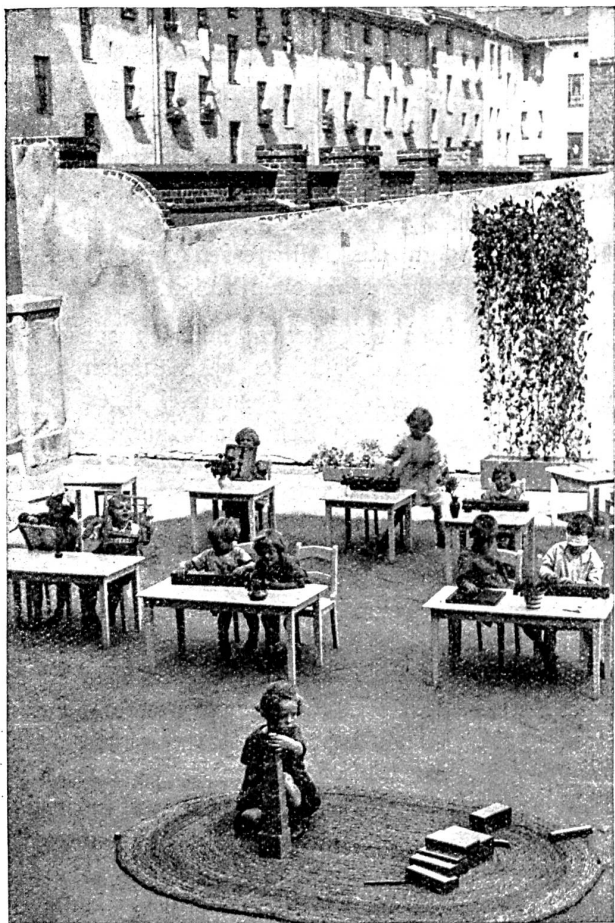
wo Süßigkeiten zu stehlen. Das hiesse ja im einen wie im andern Fall die beste Art eines guten „Zeitvertreibs“ für eine weit weniger genussreiche Sache aufgeben.

Mitten in diese Gedanken hinein (in denen mir zuerst ein Schimmer des Verständnisses für das, was mich umgab, aufging), erklang ein Marsch auf dem Klavier. Die Lehrerin sprach kein Wort dazu, ich hatte sie bisher überhaupt noch nicht ihre Stimme erheben hören, um eine alle angehende Bemerkung zu machen, doch plötzlich folgten alle Kinder dem Antrieb, der uns auf der Strasse veranlasst, einer Blechmusik nachzulaufen, verliessen ihre Beschäftigung und liefen nach dem freien Platz beim Klavier. Einige der älteren, fünfjährigen, stellten sich im Gänsemarsch auf, dem sich die kleineren in ihrem Nachahmungstrieb gleich zu einer langen Reihe anschlossen. Es war eine kriegerische Musik, die älteren Kinder hoben die Köpfe und stampften energisch im Umherschpazieren, hielten auch genau den Takt nach dem stark markierten Rhythmus der Melodie. Die kleinen Knirpse taten ihr Bestes, es den grösseren Kameraden gleichzutun, einige lachten nur und stampften umher ohne Rücksicht auf das Zeitmass, andere aber merkten, dass bei den älteren etwas anders sei und versuchten, ihre Füsse regelmässiger zu bewegen.

Niemand hatte sie aufgefordert, ihre Arbeitstische zu verlassen, um sich so zu unterhalten (tatsächlich blieben

auch einige, die in ihrem Eifer nicht auf den Lockruf der Musik geachtet hatten, bei ihrer bisherigen Beschäftigung), niemand forderte sie auf, taktmässig nach der Musik zu gehen und niemand tadelte sie, wenn sie es nicht taten. Die Musik ging nun von einer mitreissenden Marschmelodie in ein leises rhythmisches Gemurmel über. Gleich hielten die älteren Kinder mit Stampfen inne und fingen an, auf den Zehenspitzen geräuschlos umherzutrippeln, und die bewundernden Kleinen ahmten sie so genau als möglich nach. Diese Kleinen, die bei dieser neuen Uebung ihr Gleichgewicht nur unsicher beherrschten, glichen — berauscht vom Rhythmus und mit von Lust glühenden Gesichtern — kleinen Bacchanten.

Mich erfüllte jene herzliche, fast zu Tränen rührende Teilnahme an ihrem tiefen Glück, die Kinderlust in jedem Erwachsenen erweckt, der mit ihnen zu tun hat. „Wie schön haben sie es doch!“ sagte ich zu mir selbst, und sie hatten es auch, seit ich hereingekommen war, auf mannigfache Weise schön gehabt. Dabei konnte sogar mein ungeübtes Auge einen Unterschied erkennen zwischen diesem Leben und dem in einem Kindergarten, so reizend das letztere einem Beobachter erscheinen mag. Kein hübsch gekleidetes, energisches, beherrschendes Fräulein hatte die Kinder von der von ihnen selbst gewählten Beschäftigung weggerufen. Da war kein geordneter Kreis, eine anmutige Lehrerin in der Mitte und jedes Kindesauge beständig auf eine erziehende, aber auch beherrschende erwachsene Persönlichkeit gerichtet. Kein bestimmtes Spiel wurde durchgenommen, das nur dann abgebrochen wird, wenn die Lehrerin glaubt, dass die Kinder nun daran genug haben. Und wirklich bemerkte ich auch, dass, obgleich die Grösseren ihren Marsch nach der Musik mit unvermindertem Vergnügen fortsetzten, die Kleineren bereits jenes Mass von zusammenhängender Teilnahme, dessen ihr kindlicher Organismus fähig war, erschöpft hatten. Ohne den andern den Spass zu verderben, ja ohne auch nur bemerkt zu werden, hatten sie ihren Tanz so plötzlich eingestellt, als sie ihn begonnen hatten und wanderten nun mit der katzenartigen Beweglichkeit ihres Alters, in Gruppen von zwei und drei, in den grossen, offenen Hof hinaus.



Wo Gärten fehlen, müssen Höfe oder besser Dachterrassen den Heimen als Freiplatz dienen



Die „grosse Treppe“ und der „Turm“ als Wege zur Erkenntnis von Stärke- und Grössenunterschieden

Ich glaube, sie machten sich dort an ruhigere Spiele, aber ich ging ihnen nicht nach, denn mich fesselten jene vier kleinen Mädchen, die jetzt ihr mit grosser Musse eingenommenes Mahl beendet hatten und die Tische für die andern Kinder vorbereiteten. Sie waren viereinhalb bis fünf Jahre alt, in welchem Alter ich Kinder ebensowenig für fähig gehalten hätte, ein Rechenexempel zu lösen, als ohne Aufsicht den Tisch für zwanzig andere Kinder zu decken. Sie gingen an ihr Werk ohne Hast, ja mit einer Langsamkeit, die für meine angeborene Ungeduld etwas Quälendes hatte. Immer wieder hielten sie inne, um sich lange zu besprechen und nachzuprüfen, wie Messer, Gabel, Löffel, Teller, Serviette an ihren Platz gelegt worden waren. Obgleich ich die Grundgedanken der Schule mit Interesse verfolgte und zu erfassen begann, stand ich doch noch so stark unter der Herrschaft der mir geläufigen Ansicht vom Wert eines unmittelbaren Ergebnisses einer Handlung, dass ich denselben Antrieb fühlte, den ich beim knüpfenden Knaben mit Mühe zurückgehalten hatte — die Gegenstände aus den unzulänglichen kleinen Händen zu nehmen und sie rasch an ihre Stelle zu befördern. Dann aber bemerkte ich, dass die Uhr erst etwas über 11 Uhr zeigte und dass in der Schule alles so geordnet war, jede Hast unnötig zu machen.

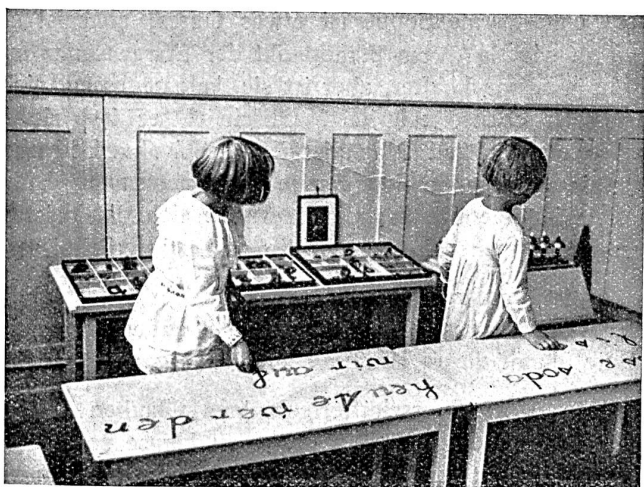
Der letztere Gedanke reizte mich zu tieferer Ueberlegung; ich unterzog mich derselben mit dem Erstaunen des modernen Menschen, der zum erstenmal auf diesen Gedanken stösst. „Jede Hast unnötig“, das klang, als wäre man in die zeitlose Ruhe der Ewigkeit versetzt.

Dann musste ich mich selbst fragen, warum in meinem eigenen Leben und in dem meiner Kinder so viel Hast nötig sei. War sie denn eigentlich nötig? Was musste denn so eilig ausgeführt werden? Es fiel mir ein, wie lächerlich mir jene Reisegesellschaften vorgekommen waren, die in die Sixtinische Kapelle hereinstürzten, um mit einem flüchtigen Blick die Lebensarbeit eines Genies zu erhaschen, die in den Deckengemälden enthalten ist, und die dann wieder hinausstürmten, um

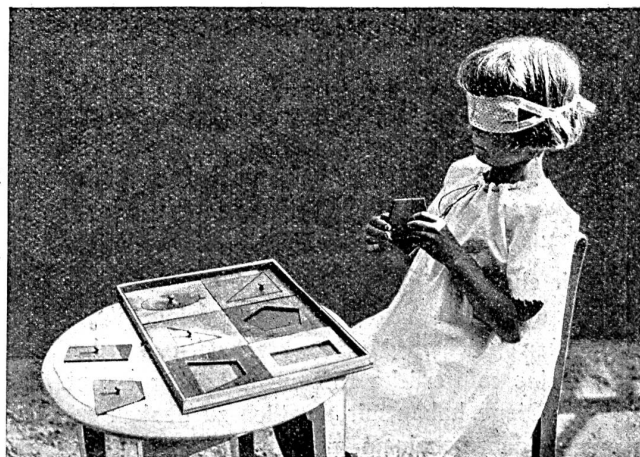
durch die Stanzen des Raffael hindurchzujagen. Mir kam die beunruhigende Vorstellung, ich selbst möchte vielleicht meine Kinder auf einer ähnlichen Hetzjagd durchs Leben schleppen. Es kam mir auch der Gedanke, dass, wenn die Ideen des Systems Montessori in meiner Familie Eingang fänden, die Kinder nicht die einzigen wären, die daraus Nutzen ziehen würden.

Als ich aus so ernsten Gedanken erwachte, hatten die kleinen Mädchen ihre Aufgabe durchgeführt, und vor meinen Augen war für zwanzig kleine Leute der Tisch gedeckt, und zwar sauber und pünktlich, so dass kein Jota daran fehlte. Die Kinder wurden vom Spiel im Hof herbeigerufen, marschierten heran (sie kommen zu gemeinsamem Handeln, sowie ein gemeinsames Interesse dies erfordert) und setzten sich ohne Aufforderung. Ich hielt den Atem an, als ich die vier Aufwärterinnen hereinkommen sah, von denen jede eine grosse Schüssel voll heisser Suppe trug. Einem Kind dieses Alters hätte ich nicht zugetraut, dass es ein Glas Wasser durch ein Zimmer trage. Die kleinen Mädchen schritten langsam einher, die Blicke auf den Inhalt der Schüsseln gerichtet, die Aufmerksamkeit so ganz gesammelt auf ihre wichtige Aufgabe, dass sie die übrige Welt ganz zu vergessen schienen. Eine Fliege setzte sich einem der Kinder auf die Nase. Sie verzog die Nasenspitze und schnitt die wunderbarsten Grimassen, um das kitzelnde Insekt zu vertreiben, aber erst, als sie einen Tisch erreicht und ihre Schüssel in Sicherheit gebracht hatte, hob sie die Hand zum Gesicht. Augenblicklich korrigierte ich alle meine bisherigen festen Ansichten von der angeborenen Achtlosigkeit und dem Mangel an Selbstbeherrschung bei den Kleinen, besonders als sie sofort daran ging, die Suppe in die Teller der Kinder an ihrem Tisch auszuschöpfen, ein Geschäft, das sie so gewandt ausführte wie irgendein Erwachsener es hätte tun können.

Die Servietten wurden entfaltet; die älteren Kinder steckten sie sich unters Kinn und fingen an ihre Suppe zu essen; die jüngeren machten es ihnen mehr oder weniger gewandt nach, wenn dies Verfahren bei manchen



Zusammenfügen von Worten und Sätzen aus dem beweglichen Alphabet



Blindübungen unterstützen den Tastsinn: Uebung mit geometrischen Einsatzstücken

auch einen Kampf mit dem Mundtuch bedeutete. Ein kleiner Junge, nur einer in dieser ganzen Gesellschaft, wurde damit nicht fertig. Nach vergeblichen Versuchen brachte er sie der Lehrerin, die sich neben mir auf einen Stuhl gesetzt hatte. Ich war so sicher, was sie tun würde, dass ich schon fühlte, wie meine Hände mechanisch den ihrigen folgten in den vertrauten Bewegungen, eine Serviette einem Kind unters Kinn zu stecken.

Ich weiss nicht, wie ich es mit gehörigem Nachdruck schriftlich ausdrücken soll, dass sie die Serviette nicht ansteckte. Sie hielt sie in der Hand hoch, zeigte dem Kind, wie es einen grösseren Teil der Ecke anfassen müsse als es getan hatte, und gab ihm so Anschauungsunterricht. Dann gab sie ihm die Serviette zurück. Augenscheinlich hatte er die Sache erfasst, aber seine ungeschulten kleinen Finger, die er unter dem Kinn nicht sehen konnte, wollten seinen Gedanken nicht folgen, die nach dem ernsten Ausdruck seines Gesichts zu urteilen, mit äusserster Anstrengung arbeiteten. Mit einem Seufzer, dem so unwiderstehlich wirkenden Seufzer des kleinen Kindes, zog es das zerknitterte Stück Tuch wieder heraus und sah es traurig an. Ich hielt meine Hände krampfhaft ineinandergeschlungen, dass sie nicht das Geschäft im Nu erledigen könnten. Des armen Kindes Suppe wurde ja kalt!

Man gestatte mir, die Tatsache zu wiederholen, dass die Lehrerin das Tuch nicht ansteckte. Wieder nahm sie dieses und zeigte sehr langsam alle die nötigen Bewegungen vor. Die schwarzen Augen des Kindes waren in gieriger Aufmerksamkeit auf sie geheftet, und ich bemerkte, wie seine kleinen leeren Hände den langsamen, deutlich abgesetzten und gegliederten Bewegungen der Hände der Lehrerin folgten. Als sie ihm das Mundtuch zurückgab, ergriff er es mit einer Miene der Entschlossenheit, die einem Napoleon Ehre gemacht hätte, packte es fest und hielt, unterstützt von tapferem Stirnrunzeln, seine flatterhaften Kindergedanken stramm zusammen. Mit einer Hand zerrte er den Kragen vom Hals weg und, immer noch entschlossen blickend, schob er mit der andern eine grosse Ecke der Serviette hinunter, dann breitete er mit einem langen Seufzer äusserster Befriedigung den Rest über seine Brust aus. Als er an seinen Platz zurücktrabte, sah ich, dass der Vorgang von mehreren Kindern in unserer Nähe bemerkt worden war, auf deren lächelnden Gesichtern, mit denen sie ihren triumphierenden kleinen Kameraden ansahen, ich den Widerschein meiner eigenen befriedigten Teilnahme glänzen sah. Eines streckte sogar, als der Kleine vorbeiging, das Händchen vor und tätschelte das Tuch.

Noch ehe ich einen ganzen Morgen in diesem Kinderheim zugebracht hatte, das in all seiner Vorzüglichkeit nicht von einer Mutter geschaffen worden war, wurde meine mütterliche Eifersucht kräftig erregt. Verschiedene Dinge haben mir ernstlich zu denken gegeben. Ich musste da zu meinem grossen Erstaunen sehen, wie all diese Kinder glücklich, verständig beschäftigt und ganz brav waren, dabei noch unbewusst das Beste, was

es für sie gab, lernten und das alles in einer Welt, die so sehr verschieden war von meinen bisherigen Vorstellungen von einem Heim. Das mochte nun alles ganz gut sein für arme Mütter, die ihre Kinder in Fürsorge geben müssen, um dem Brotverdienst nachgehen zu können, oder auch für solche Mütter, die es als selbstverständlich ansehen, dass sie ihre Kleinen die meiste Zeit in die Hände von Kindermädchen und Erzieherinnen geben. Ich aber, sagte ich mir, könnte meine Kinder nicht weggeben; ich wünschte ja gar nichts besseres, als dass ich sie jeden Augenblick ihres Wachseins um mich hätte. Was sollte ich nun anfangen mit dieser unheimlich vorzüglichen Einrichtung, die offenbar die Kinder verständiger behandelte als ich bei all meinen Bemühungen? Ich empfand eine unbehagliche, misstrauische Abneigung gegen diese, den meinigen so entgegengesetzten Methoden, denn die meinigen waren doch, wie ich mir selbst hoch und heilig beteuerte, auf die höchste und ehrlichste Liebe einer Mutter für ihr Kind gegründet.

Ich wandte mich nun an die Lehrerin und bemerkte: „Es wäre ein leichtes gewesen, dies für das Kind zu tun.“ Sie lachte und erwiderte: „Ich bin nicht sein Kindermädchen, ich bin seine Lehrerin.“

„Schon recht, aber seine Suppe ist jetzt kalt, nicht wahr, und er kommt zu spät zu seinem Mittagessen.“

Das stellte sie nicht in Abrede, die Tatsache erschien ihr aber nicht ganz so wichtig wie mir. Sie antwortete: „Man darf eben nicht den Materialismus der Erwachsenen in die idealistische Welt der Kinder hineintragen. Der Sieg über sich selbst macht ihn so glücklich, dass er nicht darauf achten würde, wenn seine Suppe eiskalt wäre.“

„Aber eine warme Suppe ist eben doch etwas Gutes, etwas recht Gutes“, fuhr ich fort, „und Sie haben ihn um die seine gebracht. Abgesehen davon scheint mir auch, als ob dieses Hinwirken auf Selbständigkeit mit mancher wünschenswerten Ordnung des Familienlebens nicht verträglich wäre.“

Sie schaute mich mit nachsichtigen Blicken an. „Gewiss, eine warme Suppe ist etwas Gutes, aber ist sie denn so wichtig? Vom Standpunkt der Erwachsenen aus ist sie ja schmackhafter, aber ist sie, kalt gegessen, nicht tatsächlich ebenso nahrhaft? Gleichviel, er isst sie ja nur dies eine Mal kalt. Man reisst ihn ja auch ohne Bedenken von seinem Teller warmer Suppe weg, wenn man glaubt, er sitze in einem Luftzug und erkälte sich. Ist geistige Gesundheit nicht ebenso wichtig wie körperliche?“

„Aber in einer Familie möchte es doch recht lästig sein, wenn jemand so viel Zeit einem andern schenken müsste, damit dieser lerne auf sich selbst zu achten.“

Ihre Antwort erschütterte meinen Glauben an das Heim. „Wenn es so lästig ist, ihn zu Hause so gut als möglich zu erziehen, wäre es da nicht besser, ihn in ein Kinderheim zu schicken, das ihm am besten zu seiner Entwicklung verhilft?“

Darauf konnte ich nichts mehr sagen. Ich wandte mich ab, wurde aber wieder zurückgerufen durch ihre Bemerkung: „Für die Zukunft ist er übrigens jetzt fähiger gemacht, seine Suppe warm zu bekommen. Der heutige Teller wäre freilich warm geblieben, wie aber morgen und später, wenn nicht Sie oder sonst jemand zufällig zu seiner Bedienung nahe gewesen wäre? Und was könnte ich denn tun, wenn alle fünfundzwanzig Kinder so unbeholfen wären!“

Ich benützte die Gelegenheit, um meiner mütterlichen Eifersucht Ausdruck zu geben, die im Hintergrund mei-

ner grossen Bewunderung und meines Staunens stand über all das, was ich an diesem Morgen gesehen hatte. „Wenn Sie nicht alle diese Kinder hier versammeln und sie so den ganzen Tag von ihren Familien trennen würden, wenn sie zum Frühstück nach Hause geschickt würden, wären Mütter genug da, nach ihnen zu sehen. Die würden ihnen ja nur zu gern das Mundtuch anstecken.“

Die Lehrerin schaute mich ernst an und sagte in ruhigem, nachdenklichem Ton, so dass ich noch lange über ihre Worte sinnieren musste: „Gewiss, das würden sie. Glauben Sie aber wirklich, es wäre so besser?“

## La psychologie et l'école aux Etats-Unis.

Par Pierre Bovet

Professeur à l'Université de Genève.

(Fin.)

### III. Les tests.

Le mouvement des tests a pris une telle ampleur aux Etats-Unis que l'on est parfois tenté d'y voir la seule contribution de l'Amérique à la pédagogie. Rien n'est plus injuste, nous pensons l'avoir montré. Il ne faut pas oublier non plus que ce n'est pas l'Amérique qui a lancé les tests. Si les premières épreuves définies méritant ce nom ont pour auteur Cattell, c'est cependant Alfred Binet et Th. Simon qui par leur Echelle métrique de l'intelligence publiée en 1908 ont fait des tests quelque chose de pratiquement utile. L'échelle eut aux Etats Unis un très grand succès. Goddard, aujourd'hui professeur à l'Université de l'Ohio, alors psychologue de Vineland, le gigantesque établissement pour anormaux, obtint que les tests Binet-Simon seraient pris sur tous les accusés de certains Etats de l'Union. Kuhlmann, Yerkes, Terman surtout, soumirent l'échelle à des revisions et en précisèrent les données en l'appliquant à des milliers de sujets. Mais il est frappant de voir combien peu d'épreuves ont été ajoutées à celles que Binet avait inventées; tout ce travail de contrôle n'a certainement fait qu'accroître notre admiration pour le psychologue français que l'on peut bien qualifier de génial. L'Amérique a universellement adopté le Quotient Intellectuel proposé par Stern et obtenu en divisant l'âge réel d'un enfant par son âge mental, de telle sorte que tous les retards se marquent par un chiffre fractionnaire inférieur à 1.00 et inversement les avances par un chiffre supérieur.

Une seconde période commence avec l'application des tests aux recrues enrôlées en foule dans l'armée

au moment de l'entrée en guerre de l'Amérique. Cette contribution de la psychologie à la défense nationale est un chapitre qu'on peut presque dire héroïque de l'histoire de la psychologie appliquée. En quelques semaines un instrument fut mis au point qui permit de tester, et d'assigner aux places qu'ils étaient le plus aptes à bien occuper, 1,800,000 hommes. Les épisodes comiques ne manquent pas dans cette histoire; il vaut la peine de les entendre narrer à l'un des chefs de cette compagnie de psychologues dont Yerkes fut le chef avec le grade de major. Pour examiner tant d'hommes le test collectif fut substitué au test individuel, et les résultats furent si satisfaisants que les tests collectifs se sont multipliés et sont couramment en usage dans les écoles. Les élèves y sont habitués; et quant aux maîtres, ils vous indiquent le quotient intellectuel de l'un ou l'autre de leurs élèves avec autant de naturel que son âge ou la nationalité de ses parents. Des groupements de bien doués ou de mal doués sur la base de cet I. Q. (Intellectual Quotient) sont courants. Plusieurs d'entre eux ont donné des résultats remarquables.

Une troisième étape est représentée par le développement des tests de connaissances. De cela aussi Binet avait eu l'idée, quand avec Vaney il établissait ses barèmes d'orthographe, d'arithmétique, de lecture ou d'écriture. Ici encore les Américains ont profité des grands nombres qu'ils avaient à leurs disposition et de l'uniformité relative de leurs écoles primaires. Echelles d'écriture, d'orthographe, de calcul, voire de dessin et de composition, sans parler de l'histoire, de la géographie, du latin, de l'allemand, et du français, sont d'un